

# Eine Berner Malerin in Genf

Autor(en): **E.H.S.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **37 (1947)**

Heft 34

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-649079>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Eine Berner Malerin in Genf

Genf, die Wahlheimat Hodlers, dessen Licht und Atmosphäre schon auf eine zärtliche, kaum zu definierende Art der Azure mediterranen Raums ankündigt, hat während des Krieges immer wieder die Maler und Malerinnen der deutschen Schweiz anziehen gewusst. Es musste ganz einfach Paris und seinen Zauber ersetzen, was durchaus nicht so sehr leicht war, denn diesem, einem zuweilen äusserst polaren Bisenwind verpflichtete Stadtwesen fehlt nun doch einmal die vollkommene «Douceur» der Seine-Kapitale, namentlich die wie gefilterte Beseligung der taubengrauen Abende, der sanfte, lächelnde Frühling, der vollkommene Sommer. Und doch liegt über der «Grisaille» der Rhonestadt, ihren ockrig-grülichen Giebeln und Dächern, ihren kleinen Weinhügeln des Hinterlandes, ihren schlicht-aristokratischen Landhäusern des 18. Jahrhunderts der Süden wie eine feine Ahnung und ein lockendes Grüssen. Ganz klar, dass viele der Palette Verhafteten aus den nördlichen Kantonen auf diese Reize — je nach Temperament und Anlage reagiert haben und über dem mystischen Prozess des Farbmischens neue Konzeptionen fanden. So vermochte sich alemannische Strenge südlicher Beweglichkeit zu verbinden; die Farben bekamen Glanz und eine gewisse dämonische Weichheit und zugleich jene frohe Transparenz, die wir seit den Tagen der französischen Impressionisten nicht mehr aus der modernen Malerei fortdenken können.

Frau J. A. Jaquet hat eigentlich diesen typischen Prozess in nicht sehr gravierendem Masse durchgemacht. Sie brachte eine gewisse südlich-statische Konzeption und eine ungetrübt, zumeist in ungebrochenen Tönen sich aussprechende Farbigkeit schon sozusagen von Haus aus mit. Hinzu kam eine formale Bildauffassung, die durch die besten Namen der französischen Malerei, wie Matisse, Dufy, Bonnard belegt werden kann, ohne doch eine gewisse bernische, man wäre geneigt zu sagen, folkloristische Simplität durchaus nicht zu verleugnen, wobei ich namentlich an ihre auf blumige Hintergründe gemalten Kinderbildnisse denke.

So konnten ihre grossflächigen, mit weiblichen Instinkt komponierten Porträts, Interieurs und Landschaften, die man vor einiger Zeit hier in den Räumen des Cosy Corner und kurz darauf in der



Caricature



Mon vis-à-vis

Athenée sah, durch ihren starken persönlichen Charme überraschen, und Künstler von Rang, wie u. a. den Genfer Hornung zu spontanen und in einem seltenen, schönen, kameradschaftlichen Geist ausgesprochenen «Elogen» bewegen.

Worin liegt das Bestrickende dieser eigenwilligen und malerisch so ausserordentlich sicher arbeitenden Frau? Wer Frau Jaquet gegenübersteht, erkennt schon in ihrer physischen Erscheinung die Gegebenheiten ihrer Kunst. Nicht sehr gross, von anmutiger Gestalt, auf der der eher kleine Kopf von leicht magyarischem Typus, (was auf ihre ungarischen Ahnen väterlicherseits hindeuten mag) ruht, wirkt alles an ihr seltsam gefestigt und konzentriert. Ursprünglich von der Haute Couture herkommend, der sie sich nach Abschluss ihrer Studien zuwandte, hat sie von dorthin einen ausserordentlich sicheren Geschmack für Farben und kompositionelle Werte entwickelt, der ihr, auf ihrem nicht leichten, aber mit ausserordentlicher Verwe eingeschlagenen Weg zur freien Künstlerin — so wie sie heute vor uns steht — zustatten kam. Wer ihr schlicht-festliches, mit kultiviertem weiblichen Takt eingerichtetes Heim am Rande des alten Quartiers von St. Gervais betritt, hoch über den Dächern der Calvinstadt, der ist alsbald von ihrer initiativ ursprünglichen Persönlichkeit und in gleich starkem Masse von ihren Bildern — die hier souverän alle Wände schmücken — gefangen genommen. Allerdings, diese Malereien in einem Stil, der uns wie eine beglückende Synthese von expressionistischer Farboffenbarung und neuer Sachlichkeit anmutet, entstehen nicht von ungefähr. Wer Jacqueline Alice Jaquet arbeiten sah mit ihren gross werdenden, streng beobachtenden Augen und in ihrem fiebrigen Gebeugtsein über der Palette, der ahnt etwas von ihrer künstlerischen Gewissenhaftigkeit, die sich keine grelle Aufdringlichkeit und keine Verirrung ins snobistisch Billige gestattet. Alle ihre Kompositionen atmen die Wärme wahrer Hingabe, sind gemalt mit einem Wissen um die notwendigen «Valeurs», zugleich aber in jener intensiven Keckheit, die einen malerischen Einfall bis an die Grenze des Erlaubten vorzutreiben versteht.

E. H. St.

## DER FRADA

SCHLUSS VON SEITE 10

wurde zu seinem Ein und Alles; sie war der Mittelpunkt aller Dinge und in seinen Augen ein höheres Wesen. Wenn er bei uns in der Küche sass, dann wurde nicht müde, meiner Mutter die Vorzüge u. seltener Tugenden, ja sogar die laute Schönheit seiner Angebeteten zu preisen. Er pflegte nun auch sich selbst wie einen jungen Geck, verzichtete auf die schön zinnoberrote Leibbinde, kaufte sich ein modisches Gewand von der Stange und versteckte seine wunderbar weiten und romantischen Manchesterhosen tief im Kastenboden. Bald hatte Frada mit meinem Onkel Tom-Urbild keine Ähnlichkeit mehr.

Ein halbes Jahr später verlobte sich mit dem komischen Frauenzimmer aller Form. Die Leute feixten hinter seinem Rücken, aber der Gute, der Verzauberer merkte nichts davon. Man nannte ihn ein Torer und als er gar hochgemut und kindhaft naiv die Absicht äusserte, in Bälz zu heiraten, da hielt man ihn gänzlich für einen Torer, wenn nicht gar für übergeschnappt.

Aber es kam nicht so weit.

An einem Morgen verbreitete sich wie ein Lauffeuer die Nachricht, dass Frada in der Fabrik ein Unglück zugestossen sei. Die Einzelheiten, die bald darauf bekannt wurden, waren grauenvoll und erschütternd. Frada hatte während der Nachgearbeitet und als die Frühschicht kam fand man von dem Unglückseligen nur noch ein paar verkohlte Ueberreste.

Frada musste sich in einer Anwandlung von Lebensüberdruß in den grossen Kessel gestürzt haben. Man konnte sich zu erst die Beweggründe zu diesem grauenvollen Entschluss nicht erklären, aber einige Tage später, als die armselige Ueberreste seines Erdendaseins sich unter dem Boden ruhten, siokerte die Wahrheit durch. Der arme, bedauernswerte Mensch hatte an jenem denkwürdigen Abend entdecken müssen, dass seine Verlobte ihn betrog. Diesen Treubruch nahm er sich zu Herzen, dass er keinen anderen Ausweg als den Freitod mehr fand.

Wie schnell und gnadenlos spülte der Alltag die Erinnerung an den braven Menschen fort! Kaum einige Wochen später erinnerte sich wohl nur selten noch jemanden seiner. Ich weiss auch nicht, wo sein Siebensachen hingekommen sind. Ein anderer Schläfer mietete sich bald darauf in der Mansarde ein. Fradas geliebter Buntdruck und die grellfarbigen Veduten waren plötzlich verschwunden. Vielleicht hatte die Hausmeisterin den ganzen Kram bei der nächsten grossen Wäsche verbrannt. Zuzutrauen war ihr das, denn sie war eine resolute Frau und gar nicht empfindsam.

Ich musste noch oft an den gutmütigen Frada denken. Wenn ich an den Abenden aus unserem Stubenfenster zur Kohlenfabrik hinüberschaute und die strahlenden Funkenfarben aus dem grossen Kamin in die samt dunkle Nacht stieben sah, tauchte immer wieder Frada vor meinem innern Blick auf, so wie er gewesen war, bevor er das läppische Frauenzimmer kennen gelernt hatte, mit seinem grauen Wuschelkopf und den sanften, dunklen Glanzäugen; mit seiner zinnoberroten Leibbinde und den lustig schlenkernden Manchesterhosen und ich vernahm auch wieder seine tiefmännliche, melodische Stimme und fühlte mit einem ergriffenen Schaudern die feilen, rauhen Flächen seiner schweren Arbeits Hände.

Wenn es wirklich einen Himmel gab, dann hatte man Frada, den gutmütigen, sanften Frada, mit offenen Armen dort oben empfangen. Davon war ich feisenfest überzeugt.